

7. Oktober 2008

# Das wahre Denken und das wahre Tun

Festvortrag von Sr. Dr. Lea Ackermann

(ungekürzte schriftliche Fassung)

Liebe Gastgeber, liebe Gäste,

zunächst möchte ich Ihnen sagen, wie sehr ich mich darüber freue, dass ich die Guardini-Preisträgerin des Jahres 2008 bin. Es ist eine Freude und eine Ehre in mehrfacher Hinsicht.

**E r s t e n s** werde ich mit diesem renommierten Preis in einem Jahr ausgezeichnet, in dem sich der Tod Romano Guardinis zum 40. Mal jährt: Dieser in 1885 in Verona geborene und in Mainz aufgewachsene katholische Gelehrte mit Migrationshintergrund, wie es heutzutage heißt, starb am 1. Oktober 1968 hier, in seiner Wahlheimat München.

**Z w e i t e n s** fühle auch ich mich in München beheimatet, weil ich hier entscheidende Jahre meines Lebens verbracht habe: von 1963 bis 1967 als Lehramtsstudentin; von 1972 bis 1984 zuerst wieder als Studentin – Pädagogik, Psychologie und Theologie – und dann, nach der Promotion in Erziehungswissenschaft, als Mitarbeiterin von Missio München.

**D r i t t e n s** bin ich in der langen Kette von honorablen Menschen, deren Verdienste seit 1970 mit dem Guardini-Preis gewürdigt werden, die zweite Frau nach der Karmelitin Sr. Gemma Hinricher, der ich mich sehr verbunden fühle.

**V i e r t e n s** bin ich die erste unter den 28 Guardini-Preisträgern und -trägerinnen, die wegen ihres von „christlicher Verantwortung“ motivierten Engagements speziell für weibliche Menschen ausgezeichnet wird: nämlich für Frauen, „die Opfer von Menschenhandel, Zwangsprostitution und Sextourismus geworden sind“.

## „Der nachgerade unbegreifliche Missbrauch des weiblichen Körpers...“

(*Romano Guardini*)

Als ich über diesen Vortrag nachdachte, habe ich mir gefragt: Was hat mein Kampf gegen die sexuelle Ausbeutung von Frauen und Mädchen mit der Gedankenwelt Guardinis zu tun? Was haben Guardini und ich gemeinsam? Auf den ersten Blick wenig.

Er war ein Mann; ich bin eine Frau. Er war katholischer Priester – also eine durch seine Weihe herausgehobene Amtsperson der Kirche, ein Kleriker und kein Laie; ich bin eine katholische Schwester – und trotz meiner Weihe als Ordensfrau Laiin geblieben. Guardini war ein Intellektueller; ich bin eine Praktikerin. Er litt unter Depressionen, oft quälten ihn Glaubenszweifel, wie ich in seinem Tagebuch gelesen habe; ich bin eine unverbesserliche Optimistin, die fröhlich auf Gott vertraut, aber mit zunehmendem Alter auch Zweifel anmeldet. Guardini wurde bisweilen Arroganz vorgeworfen – doch, so ist seinem Tagebuch zu entnehmen, verbargen sich hinter der scheinbar hochmütigen Fassade große Unsicherheit und mangelndes Selbstvertrauen; mir werden von Kind an Selbstbewusstsein und Durchsetzungswillen nachgesagt. Ich stürze mich immer hinein ins volle Menschenleben;

Guardini hielt lieber Abstand. Dazu muss ich Ihnen unbedingt folgende mich rührende Geschichte erzählen, die ich im Internet gefunden habe.

Der Münchner Arzt und Toxikologe Max Dauderer berichtet auf seiner Homepage, dass er von 1948 bis 1954 als Kind mit seinen Eltern im selben Haus und auf derselben Etage wie Romano Guardini wohnte: in der Kunigundenstraße 51. Guardini sei ein „liebenswürdiger, kleiner Mann“ gewesen, vor allem aber „leutescheu“. Doch als Mäxchen 1950 schwer erkrankte, eilte der auf Distanz bedachte Nachbar sofort an das Bett des Kindes, um ihm Gesellschaft zu leisten und es zu trösten. Nach seiner Gesundung war der kleine Max in der Nachbarwohnung stets willkommen, bis der väterliche Freund im August 1954 zum Leidwesen des Jungen in eine größere Wohnung in der Merzstraße 2 umzog.

Bei Kindern überwand Guardini seine „Leutescheu“. Bei Bettlern überwand er sie nicht, obwohl er Mitleid mit ihnen hatte. Max Dauderer erinnert sich – ich zitiere: „Seine zwei Haushälterinnen hatten nach dem Krieg die Aufgabe, jedem Bettler eine heiße Suppe, ein großes Stück Brot und eine Mark zu schenken.“

*Zwei Haushälterinnen*, die stellvertretend für Guardini Gutes taten... Hier tritt ein weiterer Unterschied zwischen ihm und mir zu Tage. Er stammt aus großbürgerlichen Verhältnissen, aus einer veronesischen Kaufmannsfamilie mit Ferien-Landsitz in Isola Vicentina; in Mainz, wo er aufwuchs, war sein Vater italienischer Konsul. Ich entstamme einer Arbeiter- und Kleinbürgerfamilie, mein Vater war ein kleiner Bauunternehmer in dem saarländischen Dorf Klarenthal; wenn wir denn mal Urlaub machten, verbrachten wir ihn in einer preiswerten Pension im Schwarzwald. Doch so klein die Verhältnisse auch gewesen sein mögen, in die ich hineingeboren wurde – ich hatte eine glückliche Kindheit und Jugend.

Wenn ich daran zurück denke, breitet sich in mir, wo auch immer ich mich gerade aufhalte, ein wohliges Gefühl von „heimisch sein“ aus. Die Schule neben der Kirche... Nach dem Unterricht bin ich meist sofort zum Marienaltar neben dem Seiteneingang gelaufen. Ich habe eine Kerze angezündet und der Muttergottes meine schulischen Erfolge und Niederlagen anvertraut. Sonntags nach der Messe verzogen sich die Männer zum Frühschoppen und die Frauen zum Kochen; ich traf meine Schulfreundinnen. Auch die hohen religiösen Feiertage folgten stets dem gleichen Rhythmus, auf den sich alle Katholiken im Dorf jedes Jahr aufs Neue freuten: am Morgen Hochamt, am Mittag ein besonders gutes Festtagsessen, am Nachmittag Besuch bei oder von Verwandten und Bekannten, nach dem Kaffeetrinken ein Spaziergang und abends Tanz, außer an Weihnachten. Für mich war das alles selbstverständlich, auch die christlich begründeten Alltagstugenden: Hilfsbereitschaft in der Nachbarschaft, tätiges Mitleid mit Kranken und Alten, Spenden für Notleidende. Christen und Christinnen leben so, dachte ich damals, und ich denke es noch heute. Allerdings mit der Einschränkung: Eigentlich *müssten* sie so leben. Denn mittlerweile ist mir bewusst geworden, dass ich meine Kinder- und Jugendjahre in Klarenthal lange verklärt habe. Die Lebensumstände, die mich prägten, waren gewaltlos und liebevoll – das hing zwar auch mit gelebtem Christentum zusammen, vor allem jedoch mit meiner Familie. Es gibt andere Familien, die sich auch „christlich“ nennen, aber kein sicherer Hort sind, sondern ein Grund, die Flucht zu ergreifen. Kinder aus solchen Familien, in denen emotionale Kälte statt Liebe herrscht, werden sich immer danach sehnen, ihn aber nur selten finden – diesen sicheren Hort. Ich trage ihn in mir und fühle mich beheimatet, wohin ich auch gehe. Dafür danke ich Gott.

Über Romano Guardinis Familie wissen wir kaum etwas, weil er es uns nicht wissen lassen wollte – bzw. nicht konnte. In seinem Tagebuch heißt es immer wieder: Eigentlich sei es sinnlos, ein Tagebuch zu führen, da sein Gedächtnis für Persönliches so schlecht sei und seine Erinnerung an Kindertage vage.

Am 16. Oktober 1953, während eines seiner vielen Aufenthalte auf dem Landsitz seiner Familie in Isola Vicentina, beklagt Guardini, obwohl sich dort auch seine hoch betagte Mutter und andere Verwandte aufhalten: „Alles ist einsam, immer einsamer.“ Am 12. Oktober 1953 notiert er nach einem Besuch in der ehemaligen Villa seiner Großeltern in Verona: „Ich mag kein Erinnern. Was für mich vorbei ist, ist sehr vorbei.“ Am 3. November 1953, in Isola Vicentina, schreibt er in sein Tagebuch: „Erinnerungen machen mir Angst.“

Was genau ihm Angst machte, verrät er nicht. Aber es ist zu vermuten, dass er in seiner Kindheit unglücklich war und dieses verdrängte. Gut, dass er mich jetzt nicht hört! Von Psychoanalyse und Psychologie hielt Romano Guardini nicht viel. Ich hingegen *muss* viel davon halten, weil ich tagtäglich mit den Traumata der Opfer von brutaler Männergewalt konfrontiert bin.

In einem Text des Guardini-Preisträgers Hans Maier habe ich gelesen, dass Romano Guardinis streng katholische Mutter, die vier Söhne gebar, den Entschluss ihres ältesten Sohnes, Priester zu werden, als „gênant“ empfand – also als lästig und unangenehm. Meine Eltern waren auch nicht begeistert, als ich sie 1960, im Alter von 23 Jahren, damit konfrontierte, dass ich mich als Postulantin bei den *Missionsschwestern unserer lieben Frau von Afrika* – den *Weißer Schwestern* – angemeldet hatte. „Babba“ und „Mutti“ wäre es lieber gewesen, wenn ich meine Karriere als Bankkauffrau bei der saarländischen Landesbank fortgesetzt hätte.

Meine kleinbürgerlichen Eltern waren in gewisser Weise Querdenker. Im Gegensatz zu der damals vorherrschenden Meinung, dass Mädchen nichts lernen müssen, weil sie ohnehin heiraten, waren sie von dem Gedanken beseelt, dass ihre Tochter unabhängig sein sollte. Zwar wären sie nie auf die Idee gekommen, meinen Entschluss ins Kloster zu gehen, als „gênant“ zu bezeichnen, weil sie mich ohne Wenn und Aber liebten; der Schock war dennoch groß. Denn sie wussten, dass der Gehorsam, der einer Nonne abverlangt wird, nun so gar nichts für das widerspenstige „Hexenbärbel“ war, wie ich in Klarenthal genannt wurde. Aber der Gehorsam war es nicht allein. Wenn eine Tochter heiratet, verlieren die Eltern sie auch. Aber sie sehen sie noch regelmäßig, und sie können sich auf Enkelkinder freuen. Ein Kloster jedoch ist eine andere Welt. Oft nur wenige Kilometer entfernt – und doch unerreichbar.

Ein kontemplativer Orden wäre für mich nie in Frage gekommen. Nur Beten und Schweigen ist nichts für mich. Ich hatte mich für die *Weißer Schwestern* entschieden, weil ich unbedingt nach Afrika wollte: aus Abenteuerlust. Außerdem hoffte ich, dass mir diese Schwesterngemeinschaft meinen sehnlichsten Wunsch erfüllen würde: den Wunsch, Lehrerin zu werden.

Mein Vater wollte, dass ich einen Beruf erlerne, doch vom Studieren hielt er nichts. Der kleine Bauunternehmer Willi Ackermann, Sohn eines Maurers und Schwiegersohn eines Arbeiters, hatte nie eine Hochschule von innen gesehen. Doch er kannte Hochschulabsolventen: Architekten und Bauingenieure, mit denen er sich tagtäglich herumschlug. Vor allem seine beiden Schwäger – der eine Arzt und der andere Diplom-Chemiker, die sich als was Besseres fühlten – ließen ihm Akademiker als suspekt erscheinen. Mein Wunsch ging in Erfüllung! Nach Postulat und Noviziat in Trier und dem Juniorat an der Dominikaner-Hochschule in Toulouse wurde ich tatsächlich zum Lehramtsstudium nach München geschickt.

Ich habe Romano Guardini immer geschätzt. Doch erst jetzt, im Vorfeld der Preisverleihung, als ich mich mit ihm und seinen Schriften auseinandersetzte, begriff ich, dass er, der heute so manchem als altmodisch erscheint, ein Visionär war. Obwohl Romano Guardini Abstand zu Menschen hielt, hatte er sie immer im Blick: ein hellstichtiger, weitsichtiger Blick, der viel

von den heutigen Problemen voraussah. Auch das Problem, das mich Tag für Tag beschäftigt: der Sexismus.

Dies hatte ich nicht erwartet, es hat mich ungeheuer überrascht. Vielleicht wird es ja auch Sie überraschen, meine Damen und Herren. Zumindest diejenigen unter Ihnen, die keine Guardini-KennerInnen sind. Man höre und staune!

In einer seiner Ethik-Vorlesungen, die er zwischen 1950 und 1962 hier in München hielt, empört sich Guardini über – Zitat – „den nachgerade unbegreiflichen Missbrauch des weiblichen Körpers in der Reklame jeglicher Art“. Ich zitiere weiter: „Das wiegt um so schwerer, als ja doch das Ganze auf den kaufmännischen Vorteil angelegt ist; es daher sofort verschwinden würde, wenn diejenigen, auf die es ankommt, nämlich die Kaufenden, es nicht wollten.“

Das trifft auch auf Frauenhandel und Zwangsprostitution zu. Die Nachfrage erzeugt das Angebot. Wenn es diese Nachfrage durch die so genannten Freier nicht gäbe, würden die Frauen und Mädchen, die für die Nachfrager anschaffen müssen, nicht ihrer Menschenwürde beraubt. Darum bin ich für die Freier-Bestrafung. Nicht nur für die Bestrafung der Freier von Zwangsprostituierten, wie es hier in Deutschland geplant ist, sondern für die Freier-Bestrafung generell. So wird es in Schweden seit 1999 gehandhabt, weil man dort der Meinung ist, dass Prostitution immer eine Verletzung der Menschenwürde weiblicher Menschen ist und gegen die Menschenrechte verstößt.

Ich glaube, Romano Guardini hätte dem zugestimmt. Denn, so las ich in seiner Ethik-Vorlesung über „Die Ordnungen der Geschlechtlichkeit“ – Zitat: „Der echte Begriff des Geschlechtlichen muss so gefasst werden, dass der ganze Mensch in ihm Raum hat.“ Davon träume ich! Ich träume davon, dass die Prostitution abgeschafft wird: damit Frauen endlich ganze Menschen sein können und nicht mehr ihre Seele, ihr Herz, ihre Gefühle und ihren Verstand von ihrem Körper abspalten müssen, damit dieser wie eine Ware zu Markte getragen werden kann. Auch Männer würden erst ohne die Prostituierung von Frauen zu ganzheitlichen Menschen.

Es hat lange gedauert, bis ich erkannte, dass Frauen und Mädchen durch Prostitution entmenschlicht werden und dass ein Christenmensch dagegen kämpfen muss. Es hat mich viel Zeit gekostet, bis ich begriff, was für mich „wahres Denken“ und „wahres Tun“ ist – *meine* Aufgabe in der Nachfolge Jesu, die wir schwachen Menschen ja nie gänzlich verwirklichen können: Aber der Weg ist das Ziel! Ein Weg, den ich Ihnen nun in aller Kürze schildern möchte – mit Romano Guardini an meiner Seite.

**„Nachfolge Jesu – wann wird sie real? Wenn die Weise, wie Er die konkreten Aufgaben des Lebens löst, vorbildlich wird. Wenn der Willige sagen kann: wie macht Er es? Und es dann selbst so tut.“**

*(Romano Guardini)*

Am 16. Januar 1961 schrieb Romano Guardini, hier in München, in sein Tagebuch – ich zitiere: „Nachfolge Jesu – wann wird sie real? Wenn die Weise, wie Er ((Jesus)) die konkreten Aufgaben des Lebens löst, vorbildlich wird. Wenn der Willige sagen kann: wie macht ER ((Jesus)) es? Und es dann selbst so tut.“ Dies ist ein wichtiges, mir sehr einleuchtendes Zitat. Doch *was* sollen wir selbst so tun?

In der Bergpredigt preist Jesus die Armen selig, die Gewaltlosen, die Barmherzigen, die nach Gerechtigkeit Dürstenden. Im Gegensatz dazu stehen menschliche Ambitionen wie reich sein,

schön sein, mächtig sein, erfolgreich sein. Ambitionen, die besonders in der heutigen Zeit zu hohem Ansehen führen. Aber nützt das der Welt, macht es sie heiler? Nein! sagt Jesus. Er zeigt uns Alternativen zum gesellschaftlich Opportunen auf und ermutigt uns, anders als normalerweise zu handeln. Doch zunächst muss man hinschauen und das wahrnehmen, was gern geflissentlich übersehen wird: zum Beispiel die Ausbeutung und Unterdrückung von Frauen.

Mir war schon während meiner Zeit als Lehrerin in Ruanda – von 1967 bis 1972 – bewusst geworden, dass arme Frauen meist ärmer dran sind als arme Männer. In dem Internat der *Weißten Schwestern* in Nyanza wurden Mädchen aus einfachen Verhältnissen Schulbildung und die Ausbildung zur Primarschullehrerin ermöglicht – doch keine Hochschulreife: Das Abitur und ein Universitätsstudium waren in Ruanda nur Jungen vorbehalten. Das ist nur eins von vielen Beispielen, die mein Frauenbewusstsein weckten. Eine christliche Feministin wurde ich, als ich 1985 in der Sextourismus-Hochburg Mombasa das Elend der Frauen und Mädchen sah, die sich wegen ihrer Armut für Männer aus reichen Industrienationen prostituieren. Eigentlich war ich von meiner Ordensleitung für die Ausbildung von Religionslehrern nach Kenia entsandt worden, aber ich wusste sofort: Ich muss etwas für diese an den Rand gedrängten Töchter Gottes tun! Ich wollte Gottes Traum erfüllen – wie die Karmelitinnen in Infanta auf der philippinischen Hauptinsel Luzon.

Als ich die Prälatur Infanta 1979 zum ersten Mal besuchte, war dort seit 18 Jahren Julio Xavier Labayen Bischof. Dieser aus einem reichen Elternhaus stammende Karmelit war überzeugt – ich zitiere: „Auf der Seite der Armen zu stehen, heißt, die Realität vom Standpunkt der Armen aus zu sehen. Sich auf die Seite der Armen zu stellen, bedeutet, der schamlosen Visage der Ungerechtigkeit in der Welt von heute mutig entgegenzutreten.“ Nachdem Labayen im Jahre 1961 Bischof geworden war, wollten Karmelitinnen in Infanta einen Karmel gründen, in einem großen, prächtigen Haus ähnlich dem Mutterhaus in Manila. Die Ordensleitung entsandte sieben Schwestern nach Infanta, die es planen und erbauen lassen sollten. Labayen empfahl ihnen, bevor sie damit anfangen, jeweils vier Wochen in einer armen Familie zu leben.

Dies war für die sieben Karmelitinnen eine bahnbrechende Erfahrung. Als sie nach den vier Wochen in armen Familien zum Bischofssitz zurückkehrten, waren sie davon abgekommen, ein großes, prächtiges Haus zu errichten. Sie bauten ein kleines, schlichtes Haus mit offenen Türen für alle – und mit einem weitläufigen Garten, in dem sie Gemüse für die Armen anbauten. Vor den Eingang legten sie einen Baumstamm mit der eingeschnitzten Inschrift: „Den Träumen des Vaters gewidmet.“

Eine junge Schwester erklärte mir bei meinem Besuch in Infanta: „Gott liebt uns Menschen, wie Eltern ihre Kinder lieben. So wie Eltern Wunschträume für ihre Kinder haben, hat der himmlische Vater Wunschträume für seine irdischen Kinder. Weil wir Karmelitinnen Gott durch unser Leben und unsere Gebete so nahe sind, wollen wir alles dafür tun, dass seine Träume wahr werden.“

Das, meine verehrten Damen und Herren, ist in meinen Augen „wahres Denken“ und „wahres Tun“ in der Nachfolge Jesu!

Romano Guardinis Tagebuch haben seine Nachlassverwalter mit dem Titel „Wahrheit des Denkens und Wahrheit des Tuns“ herausgegeben. Er bezieht sich auf eine Tagebuchnotiz vom 2. Mai 1943 – ich zitiere:

„Die WAHRHEIT DES DENKENS besteht darin, einen Gedanken nach seiner ganzen Tiefe, Höhe und Breite durchzuführen und vor keiner Konsequenz zurückzusehen. Die WAHRHEIT DES TUNS ist anders. Sie besteht darin, die schmale Stelle der Möglichkeit zu

suchen und die eigene Kraft in das rechte Maß zu bescheiden, wissend, dass der vollzogene Ansatz durch die innere Logik des Lebens selber weitergeführt wird.“

Ich sagte bereits, dass ich eine Praktikerin bin, ein aktiver Mensch, kein kontemplativer oder intellektueller. Es liegt mir nicht, „einen Gedanken nach seiner ganzen Tiefe, Höhe und Breite durchzuführen“. Ich hätte auch gar keine Zeit dazu.

Pater Köster sagte vorhin: Bei SOLWODI werde zuerst gehandelt und dann gedacht – bzw. bei uns werde erst nach dem Handeln über das weitere Vorgehen nachgedacht. Das stimmt nicht so ganz, aber in gewisser Weise doch. Wenn wir die Not einer Frau sehen, holen wir sie aus der Notsituation heraus und überlegen danach, wie wir für sie die „schmale Stelle der Möglichkeit“ für den Schritt in ein besseres Leben finden können.

Kurz nachdem ich 1985 in Mombasa eingetroffen war, ging im Tiefseehafen der amerikanische Flugzeugträger *Kitty Hawk* vor Anker. Nach sechs Monaten auf See strömten 11.000 Soldaten der U. S. Navy in die Altstadt, wo es die meisten „Kontaktmöglichkeiten“ mit Prostituierten gibt: in Cafés, Bars und Diskotheken. Die Zahl 11.000 mutet enorm an. Doch im Vergleich zu der Zahl der „zivilen“ Prostitutionstouristen in der Küstenregion ist sie eher klein. Jedenfalls kam ich mir wie David vor, der Goliath die Stirn bieten will, als ich mich entschloss, in Mombasa Frauen und Mädchen Ausstiegsmöglichkeiten aus der Prostitution zu erschließen. Ich hatte kein Geld, ich hatte nur die Zustimmung meiner Provinzialoberin, der Amerikanerin Sr. Marie Heintz, die mich auch später bei der Gründung von SOLWODI DEUTSCHLAND sehr unterstützt hat. Und ich war von der Religionslehrer-Ausbildung entbunden worden, da sich dafür einheimische Pädagogen gefunden hatten. Bei meinem Eintritt ins Kloster hatte ich mir geschworen, nie zu betteln. Doch nun biss ich den sauren Apfel und schrieb 100 Bettelbriefe an Verwandte und Bekannte in Deutschland, in denen ich um Spenden für SOLWODI bat. Das ist die Abkürzung von „Solidarity with Women in Distress“, auf Deutsch „Solidarität mit Frauen in Not“. Wir bauten ein halb verfallenes Lagerhaus im Stadtteil Makupa zu einer Bildungs- und Arbeitsstätte um. *Wir* – das hieß damals: meine Mitschwester und ich sowie „meine Frauen der ersten Stunde“. Wohlgemerkt: Analphabetinnen!

Als ich 1994 – neun Jahre nach der Eröffnung unseres SOLWODI-Zentrums – mit dem sympathischen Herrn Täuber vom Bundesministerium *für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung* nach Mombasa reiste, trafen wir 15 von 18 Frauen der ersten Stunde. Drei waren an Aids gestorben. Alle anderen lebten noch und waren aus der Prostitution ausgestiegen. Die meisten hatten sich mit Kleinkrediten von SOLWODI selbständig gemacht: als Marktfrauen, Friseurinnen oder Kiosk-Betreiberinnen. „Im Prinzip geht’s uns immer noch schlecht“, sagten sie. „Wir besitzen nicht viel. Aber unsere Kinder gehen zur Schule, und wir leben nicht mehr auf der Straße oder in Verschlägen, sondern in Häusern.“ Herr Täuber war begeistert: „Was Sie hier erreicht haben, fast ohne Geld, ist echte Nachhaltigkeit.“

Inzwischen ist SOLWODI KENIA eine eigenständige Nichtregierungsorganisation (NRO) mit Zentrale in Mombasa und sieben Nebenstellen an der Küste. Im Jahr 2002 haben wir auch noch SOLGIDI gegründet: *Solidarity with Girls in Distress* – Solidarität mit Mädchen in Not. Es ist ein Projekt für Töchter von Prostituierten. SOLGIDI ermöglicht diesen Mädchen den Schulbesuch, Berufsausbildungen oder ein Studium. Als Reaktion auf die Infamie und Skrupellosigkeit von Menschenhändlern, Zuhältern und Freiern werden wir immer wieder zum Handeln gezwungen. Darum haben wir jüngst in Kooperation mit der Diözese und den *Sisters of our Lady of Charity* in Mombasa ein Schutzhaus für inländische Frauenhandelsopfer eröffnet: minderjährige Mädchen und junge Frauen aus verarmten Familien vom Land.

Im Dezember 2006 wurde eine UNICEF-Studie über „Ausmaß und Folgen von Sextourismus und sexueller Ausbeutung von Kindern an der kenianischen Küste“ veröffentlicht. Laut dieser

Studie leben rund 120.000 Kinder und Jugendliche zwischen zwölf und 18 Jahren in der Küstenregion. 30 Prozent der etwa 65.000 Mädchen sind Gelegenheitsprostituierte. Circa 3.000 Kinder – nahezu ausschließlich Mädchen – sind nicht nur gelegentliche Prostituierte, sondern Tag für Tag. Ihre Kunden sind mehrheitlich Deutsche, Italiener und Engländer, offenbar Männer ohne Mitleid.

Die Mitleidlosigkeit von heute, spürte der feinfühlig, hellsichtige Romano Guardini bereits vor 50 Jahren. In einer seiner Ethik-Vorlesungen heißt es – ich zitiere: „Wenn ich recht sehe, nimmt die Fähigkeit des Fühlens allgemein ab. Vielleicht ist das ein Selbstschutz gegen die Erschütterungen und Gefahren der Zeit (...). Auch wohl eine Folge der Maschinerisierung des Lebens; der Vielheit und Heftigkeit der Reize; der Abnutzung durch die Masse. Was ‚Sachlichkeit‘ genannt wird, ist in Wahrheit oft nichts anderes als Gefühlskälte.“

Seit 1987 engagiert sich SOLWODI auch in Deutschland. Anfangs war der deutsche Ableger – „Anlaufstelle für Migrantinnen in Notsituationen“ – ein winziger Ein-Frau-Betrieb. Inzwischen ist SOLWODI DEUTSCHLAND ein bundesweites Netzwerk mit Zentrale in Boppard-Hirzenach, einem Deutschland-Verein, vier regionalen Vereinen in Rheinland-Pfalz, Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen und Bayern sowie zwölf Fachberatungsstellen und sieben Schutzwohnungen für Opfer von Frauenhandel und Zwangsprostitution, aber auch für Migrantinnen, die unter anderen Varianten von Männergewalt leiden.

Ausländische Frauen und Mädchen, die man in Deutschland zur Prostitution zwingt, werden nur noch selten verschleppt – meist werden sie gelockt: mit falschen Versprechungen und vorgetäuschten Gefühlen. Zum Beispiel ein gut bezahlter Job als Model oder die große Liebe eines so genannten „Loverboys“ – in Wahrheit ein Zuhälter, der sich scheinbar sensibel auf subtile Art einschmeichelt, bis das Mädchen zu allem bereit ist, was er von ihr verlangt. Dass sich Frauenhandelsopfer locken und verführen lassen, hängt damit zusammen, dass die meisten von ihnen aus kaputten Familien stammen. Seit dem Fall des „Eisernen Vorhangs“ betreut SOLWODI vor allem Klientinnen aus Osteuropa, wo es sogar für gut Ausgebildete schwierig ist, eine Arbeit zu finden – und erst recht für bildungsferne Schichten. Die osteuropäischen Frauen und Mädchen, denen wir zu helfen versuchen, kommen aus einer von Arbeitslosigkeit und Alkoholismus geprägten Umgebung. Meist waren sie schon durch Vernachlässigung, Prügel und sexuellen Missbrauch traumatisiert, bevor sie in deutschen Bordellen landeten. Die Menschenhändler haben einen geschulten Blick dafür, welche junge Frau durch eine unerträgliche Vergangenheit dafür prädestiniert ist, auf die Lüge von einer rosigen Zukunft hereinzufallen.

Was den Opfern dann hierzulande angetan wird, ist unbeschreiblich. Ich erspare Ihnen Details und erzähle stattdessen lieber eine Erfolgsgeschichte, eine Geschichte über die „schmale Stelle der Möglichkeit“.

Vor drei Jahren brachte die Polizei nach einer Razzia in einem Bordell die junge Rumänin Sladjana zu SOLWODI; noch heute lebt sie in einer unserer Schutzwohnungen. Das Mädchen war damals so traumatisiert, dass sie sich sofort unter der Bettdecke verkroch, wenn sie durch ein offenes Fenster draußen auf der Straße eine Männerstimme hörte. Dank einer Therapie wagte sie es nach und nach – anfangs nur in Begleitung – , die Schutzwohnung zu verlassen. Im Schuljahr 2006/2007 wurde Sladjana durch Einzelunterricht von einer ehrenamtlichen SOLWODI-Mitarbeiterin auf den Hauptschulabschluss vorbereitet und bestand schließlich die Prüfung. Weil wir für Sladjana keine Lehrstelle fanden, besuchte sie im Schuljahr 2007/2008 eine Berufsförderungskurs in einer berufsbildenden Schule, was für sie eine enorme Anstrengung bedeutete – auch wegen ihrer Depressionen, aber vor allem wegen der männlichen Mitschüler und Lehrer. Sladjana setzte sich dem aus und schaffte ihren Abschluss. Keinen guten Abschluss, nein, die Zensuren ließen zu wünschen übrig. Und

dennoch ein großer Erfolg! Weil diese vergewaltigte, erniedrigte, gedemütigte junge Frau die Kraft dazu aufbrachte, zur Schule zu gehen, und den Willen hat weiterzuleben – trotz allem.

Ich bin der Meinung: Das, was Zwangsprostituierten in Deutschland angetan wurde, muss hier wieder gut gemacht werden – einigermaßen. Die seelischen Wunden lassen sich auch durch die beste Therapie nicht endgültig heilen. Aber es ist möglich, den Opfern von Frauenhandel, die schon in ihren Herkunftsländern keine Zukunftsperspektive hatten und denen hierzulande die absolute Perspektivlosigkeit zugemutet worden ist, den Weg in ein normales Berufsleben zu ebnen.

Sladjana macht zurzeit eine Schneiderinnen-Lehre. Ich darf nicht sagen, wo, weil die deutschen Zuhälter, an die das Mädchen von rumänischen Anwerbern verkauft worden ist, sie aufzuspüren versuchen. Aber es ist mir eine Freude, sagen zu können, dass die haupt- und ehrenamtlichen SOLWODI-Mitarbeiterinnen in dem Ort, wo Sladjana betreut wird, sie an ihrem ersten Arbeitstag zu der Schneiderwerkstatt begleitet und sie mit Sekt gefeiert haben – bevor sie die Schwelle in ihr neues Leben überschritt.

### **„Der Schwerpunkt der weiblichen Leistung scheint im Subjektiven zu liegen; besser gesagt, in der Beziehung zu dem, was der Mensch selbst ist.“**

*(Romano Guardini)*

Meine Damen und Herren, jetzt komme ich zum Schluss meines Vortrags. Ich lasse ihn mit Romano Guardinis Sicht auf die Frauen enden. Beim Studieren des Inhaltsverzeichnisses für die beiden dicken Bände mit Guardinis Ethik-Vorlesungen merkte ich auf, als ich auf das Kapitel mit dem Thema „Die weibliche Leistung“ stieß: Seite 976. Ich schlug sie auf, und dachte zunächst, ich hätte mich verblättert, denn – diese Seite ist nahezu leer. Dort steht lediglich die Kapitel-Überschrift „Die weibliche Leistung“, mit einem Pünktchen versehen, das auf eine Fußnote verweist: „nicht ausgeführt“. Romano Guardini hatte diese Vorlesung lediglich geplant, aber nie ausformuliert und nie gehalten. Ich war so enttäuscht! Doch dann fand ich in der bereits erwähnten Vorlesung über „Die Ordnungen der Geschlechtlichkeit“ folgende Sätze – ich zitiere:

„Der Schwerpunkt der weiblichen Leistung scheint im Subjektiven zu liegen; besser gesagt, in der Beziehung zu dem, was der Mensch selbst ist. (...) Daher ist es viel schwerer, die weibliche Kulturleistung zu bestimmen, weil sie sich weniger als die männliche aus dem Strom des Lebens herauslöst und objektiviert. Hierher gehört alles das, was mit dem Genie des Herzens zusammenhängt – im Sinne eines Pascal, als Geist, nicht als Emotion verstanden. So sind z. B. die lebendigen Beziehungen der Menschen zueinander entscheidender Weise Werk der Frau, im Unterschied zu den funktionellen oder rechtlichen, in denen sich mehr die männliche Leistung ausdrückt.“

Das klingt ein wenig so, als ob Romano Guardini, Frauen das Denkvermögen abspräche und die Fähigkeit, rational zu urteilen und zu handeln. Doch so sind diese Sätze nicht gemeint. Er schreibt ja ausdrücklich, dass er den Begriff „Genie des Herzens“ nicht als „Emotion“, sondern als „Geist“ versteht. Und der Geist kommt in Guardinis Gedankenwelt von Gott. Die „funktionelle Sachlichkeit“ der Männer hingegen ist irdisch und oft mit „Gefühlskälte“ verbunden – zum Beispiel die Gefühlskälte der Freier von Zwangs- und Kinderprostituierten. Nein, es liegt Romano Guardini fern, Frauen abzuwerten, war er doch selbst ein eher weiblicher Mann. Zwar betrachtet er die Geschlechter als Pole, aber nicht gegensätzlich, sondern sich ergänzend. Und auch nicht sehr verschieden, denn – ich zitiere:

„Die rein ausgestalteten Pole sind Grenzfälle. In Wirklichkeit gibt es nur die Annäherung; die Synthese, in welcher jeweils eine Seite dominiert. So gibt es den rein männlichen Mann

überhaupt nicht. (...) Das Entsprechende gilt für die andere Seite: Auch die rein weibliche Frau ist ein Grenzwert. Was es in Wirklichkeit gibt, ist eine weibliche Struktur, die auch männliche Elemente enthält.“

Ich wünsche mir etwas, meine Damen und Herren. Ich wünsche mir, dass die Männer dieser Welt ihre weiblichen Anteile beachten – statt Frauen zu verachten. Schließlich besaß auch Jesus das „Genie des Herzens“.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!